Swiss Journal of Sociology, 34(1), 2008, 211–220

Buchbesprechungen / Recensions critiques / Book Reviews

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Thomas S. Eberle und Kurt Imhof (Hrsg.), Sonderfall Schweiz, Seismo Verlag, Zürich, 2007

Der vorliegende Band dokumentiert den unter dem gleichen Titel stehenden Jubiläumskongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie anlässlich ihres fünfzigjährigen Bestehens (St. Gallen 2005). Er beinhaltet eine Auswahl derjenigen Referate, «die den Sonderfall Schweiz nicht lediglich als (meist nicht auffindbare) einzigartige Merkmalsausprägung einer sozialstrukturellen Konstellation, sondern in seiner identitätsbildenden und kohäsionsfördernden Bedeutung begreifen», so der Organisator und damalige Präsident der SGS, Thomas S. Eberle, in seiner prägnanten Einleitung (10).

«Sonderfall Schweiz» ist eine publizistisch verbreitete und rhetorisch oft bemühte Formel kollektiver Selbstbeschreibung, vor allem in der deutschsprachigen Schweiz. Ob man sie als «verbreitetste kollektive Identitätskonstruktion» (7) bezeichnen sollte, scheint mir fraglich; es handelt sich wohl eher um eine rhetorische Methode der Identitätsbegründung. Denn inhaltlich kann – dies zeigen zahlreiche Beiträge dieses Bandes – sehr Unterschiedliches mit der Sonderfallsemantik legitimiert werden: Von der «Konkordanzdemokratie» (Hanspeter Kriesi) bis zum «Bankgeheimnis» (Stefan Tobler und Angelo Gisler).

Zu Recht diagnostiziert Eberle eine m. E. nur durch Pfadabhängigkeiten der empirischen Methodik zu erklärende Abstinenz der Soziologie im Hinblick auf Fragen der Konstruktion kollektiver Identitäten, die sie «weitgehend den Historikern, Literatur- und Kulturwissenschaftlern überlassen» habe (9). Angesichts des damals grassierenden «Malaise Suisse» bewiesen die Organisatoren mit der Wahl des Themas Fingerspitzengefühl, zumal anlässlich eines öffentlichkeitswirksamen Jubiläumskongresses. Ob allerdings im Falle der Schweiz von einer «nationalen Identität» (ebda.) zu sprechen ist, stellt Hanspeter Kriesi (Die Schweiz – ein Nationalstaat?») in Frage. Er sieht in der Schweiz eine «Föderation der Nationen», deren strukturierende Bedeutung derzeit infolge sozio-ökonomischer Veränderungen ihre territoriale Grundlage verliert.[1] Stefan Kutzner («Nationalstaatlichkeit als Grundbedingung der Autonomie des Politischen – zur Bedeutung von Volkssouveränität und nationaler Identität») attestiert der Schweiz das Fehlen einer »stabile(n) Identität von sich als Nationalstaat» (108) mit der überraschenden Begründung, «weil das Prinzip der Volkssouveränität nicht unumschränkt verwirklicht» sei (106). Michael Opielka («Die Gemeinschaft der Schweiz – Wie Sozialpolitik den Nationalstaat sinnvoll erhält») dagegen sieht aufgrund der parsoni-

1 Leider wird die spannende Frage, was aus der schweizerischen Integrationsgeschichte für die Integration Europas gelernt werden könnte, hier nur abschliessend gestellt und auch in anderen Beiträgen kaum behandelt.

anischen Basis seiner Diagnose hier keinen «Sonderfall».

«Sonderfälle konstituieren sich durch die Differenz zu einem ‹Normalfall›. Was ist der Normalfall, von dem sich der ‹Sonderfall Schweiz› unterscheidet?» Diese Leitfrage Thomas Eberles zeigt ein Dilemma des Soziologen auf, wenn er sich mit Identitätskonstruktionen seiner eigenen Gesellschaft auseinandersetzt. Er kann sich dem Horizont solcher Konstruktionen nur um den Preis der Verfremdung entziehen. Die Berufung auf den Sonderfall fordert zwar die Frage nach dem Normalfall heraus, aber die identitätstheoretische Antwort heisst einfach: «Alle anderen». Identität hat man – aus soziologischer Sicht – nur für sich selbst. Deshalb lassen sich Identitäten, wie Eberle zur Recht hervorhebt, soziologisch nur aus Selbstbeschreibungen rekonstruieren. Hierzu bieten insbesondere die Arbeiten von Kurt Imhof («Sonderfallsdiskurse und Pfadabhängigkeit: Der Fall Schweiz») und Karl-Siegbert Rehberg («‹Insula helvetica› als Gleichgewichtsgesellschaft. Mythisierung als schweizerische Krisenbewältigung») hervorragende inhaltliche Beiträge. Was nach Ansicht des Rezensenten allerdings im gesamten Bande übergangen wird, ist die identitätsstiftende Bedeutung der Milizarmee. Auch wenn die Formel der «wehrhaften Schweiz» in den Hintergrund gerückt ist, ist die alltagsweltliche Praxis der sich wiederholenden Einberufungen und ihr Kommunikationswert (wie auch das dadurch gebildete «soziale Kapital») kaum zu überschätzen.

Man mag diese Bemerkung auch dem zweiten, integrationstheoretischen Strang der Argumentationen zurechnen, den die Herausgeber als Selektionskriterium der Beiträge gewählt haben. Wie funktioniert die Schweiz als «Willensnation», wie bewirkt sie angesichts vielfältiger Konflikte und zentrifugaler Kräfte ihren Zusammenhalt? Bemerkenswert ist hier insbesondere der Beitrag von Peter-Ulrich Merz-Benz («Die Schweiz – Schulbeispiel einer transkulturellen Gesellschaft?»): Aus der Perspektive der Transkulturalität sind «Kulturen ... gegenseitig ineinander präsent, und es gehört unmittelbar zu ihrer Entwicklung, dass sie sich einander gleichsam fortwährend einschreiben. Kulturen sind extern vernetzt» (115). Dies wird am Beispiel der schweizerischen Sprachenpolitik eindrücklich demonstriert. Auch Rehbergs These, «dass die Schweiz ein aus vielen kulturellen Bestandteilen zusammengefügtes Gleichgewichtssystem ist», trägt zur Klärung der Integrationsbedingungen bei. Daraus ergeben sich allerdings auch Restriktionen: Der hohe Konsensbedarf der heterogenen «Willensnation» beschränkt die Möglichkeiten entschiedener politischer Handlungen nach Innen und Aussen. Integrationstheoretisch informativ ist ferner der Beitrag von Roland J. Campiche («La Suisse forme-t-elle un cas religieux particulier?»), welcher die institutionelle Überbrückung des historisch tiefgreifendsten politischen ‹Cleavage›, nämlich des konfessionellen, verdeutlicht. Schliesslich stellt die mehrebenenanalytische Rekonstruktion von vier Wohlfahrtsregimen durch Michael Opielka einen weiterführenden Beitrag zur Frage nach der Integrationsleistung von Sozialpolitik dar.

Während die Beiträge des ersten Teils zur «Sonderfallsdebatte» gerade durch die Unterschiedlichkeit ihrer Perspektiven der von Eberle vorgegebenen Doppelperspektive von Identität und Integration viel Substanz geben, orientieren sich die Beiträge des zweiten Teils «Die Schweiz im Kapitalismus: Modelldebatte» überwiegend an der von Gösta Esping-Andersen entwickelten Typologie von «Wohlfahrtskapitalismen». Dieser Referenzrahmen ist im Falle der empirischen Untersuchung von Veränderungen des schweizerischen Dispositivs sozialen Schutzes durch Michael Nollert («Sonderfall im rheinischen Kapitalismus oder Sonderweg im liberalen Wohlfahrtskapitalismus? – Zur Spezifität des Sozialstaates Schweiz») heuristisch fruchtbar. Der Beitrag von Christiane Bender, Hans Grassl und Markus Schaal wie auch der bereits erwähnte von Michael Opielka versuchen sich in einer Zuordnung der Schweiz im Rahmen der Typologie,

wobei eher deren heuristische Grenzen als ihr Nutzen deutlich wird. Der diesen Teil abschliessende Beitrag von René Levy vergleicht unterschiedliche Typologien und argumentiert trotz der verbreiteten Kritik für die Brauchbarkeit des ursprünglichen Ansatzes von Esping-Andersen.

Der abschliessende Teil 3 enthält drei empirische Studien:

(1) zur Durchsetzung und Wirkung amerikanischer Managementmodelle in einem global operierenden schweizerischen Konzern (Christoph Maeder und Eva Nadai),

(2) einen internationalen Vergleich der Debatten über überhöhte Managerentgelte (Matthias Vonwil und Mario Schranz) und schliesslich zum sich wandelnden Diskurs über das Bankgeheimnis in der Schweiz (Stefan Tobler und Angelo Gisler). Zur selben Kategorie theoretisch anspruchsloser aber sachlich informativer Studien gehören aus den vorangehenden Teilen die Beiträge von Julia Sauer («Höhenweg und Monolith: der ‹Sonderfall› auf Schweizer Landesausstellungen») und Jean-Pierre Tabin und Mitarbeitern zur Entwicklung der «Assistance Publique».

Das Cover des Bandes zeigt das Logo des St. Galler Jubiläumskongresses: Ein Zähne fletschender Wolfshund vor der Schweizer Flagge am Heck eines Dampfers. Sollte der Wolfshund für die Rolle der Soziologie stehen? Bellen, Knurren oder gar Beissen findet in diesem Band nur in homöopathischen Dosen statt, am ehesten in den Fallstudien des dritten Teils. Und stets in den zivilisierten Formen wertungsfreier Wissenschaft. Lieb Vaterland, magst ruhig sein. Deine Soziologie hat die kritische Aufmüpfigkeit eines Urs Jäggi oder Jean Ziegler gründlich abgelegt!

Eine glückliche Verbindung ist den Herausgebern durch die Einbeziehung sowohl von inländischen wie von ausländischen Autoren gelungen. Bemerkenswerterweise stammt der m. E. diagnostisch anspruchsvollste Beitrag von einem «Fremden» im Simmelschen Sinne: von Karl-Siegbert Rehberg. Auffallend ist das Fehlen von Beiträgen seitens im Ausland lebender schweizerischer Soziologen, was nicht den Organisatoren des Kongresses anzulasten ist. Der Rezensent büsst seine Absenz durch diese Besprechung.

Franz-Xaver Kaufmann
Universität Bielefeld
E-Mail: f.x.kaufmann@uni-bielefeld.de

Michel Foucault, Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst, hrsg. von Daniel Defert et al., Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2007, 346 Seiten

«Warum sind ein Gemälde oder ein Haus Kunstobjekte, aber nicht unser Leben?» (201). Diese Frage stellt sich Foucault zufolge umso dringlicher, als in der Antike die wesentliche Zone, auf die es ästhetische Wertigkeitsprinzipien anzuwenden galt, durchaus mit der eigenen Existenz, dem eigenen Leben zusammenfiel. Die «Künste der Existenz» der griechischen bzw. griechisch-römischen Kultur umfassten seiner These nach ein ganzes Bündel an Praktiken, mittels derer Individuen nicht allein ihr Verhalten regeln, sondern sich selbst transformieren und aus dem eigenen Dasein ein an Stilkriterien orientiertes Werk machen sollten. Im Kontext der Arbeiten zur Sexualethik – der «Genealogie des Begehrenssubjekts» – sind diese Selbsttechniken und Subjektivierungsformen prominent in Foucaults Blickfeld gerückt und stehen im Zentrum der zwei letzten Monographien *Der Gebrauch der Lüste (L'usage des plaisirs, 1984)* und *Die Sorge um sich (Le souci de soi, 1984).* Mit Blick auf das klassische griechische Denken sowie die ersten zwei Jahrhunderte des Kaiserreichs untersuchen sie, wie, warum und in welcher Form sexuelle Aktivität als moralischer Bereich konstituiert wurde.

Die nunmehr im Band *Ästhetik der Existenz* versammelten kürzeren Texte – Vorlesungszusammenfassungen, einleitende Notizen, Artikel sowie zahlreiche Interviews – entstammen mehrheitlich den Jahren 1980 bis 1984, der Zeit der Entstehung und Publikation dieser Monographien. Sie kommentieren die einschlägigen Auseinandersetzungen,